

Anna Fietz

ZWISCHENWELTEN

—

Märchen Mythen Mystery

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2020

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bibliografische Information durch die
Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über https://dnb.de/DE/Home/home_node.html
abrufbar.

ISBN 978-3-96940-002-9

Copyright (2020) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte bei Anna Fietz
Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

15,00 Euro (DE)

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

INHALT

Eine blühende Phantasie?	7
Bleib hier, bleib doch hier	13
Ein weißer Rabe.....	19
Er eilt durch die Stadt,.....	27
Schwarzer Kater.....	33
Mandelblüte	43
Für Georg	53
Zum Teufel mit der Schönheit.....	61
Ein Sommermorgen.....	71
Ein Sommertag	79
Flensburg im Nebel.....	87
Von Lillemor, Alba und Elva	107
Regen kann auch für Hexen ein Erlebnis sein....	119
Der Graf und das Mädchen.....	129

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

EINE BLÜHENDE PHANTASIE?

Trotz des fröhlichen Wetters draußen saß er vor dem Kamin und schaute gedankenverloren in die Flammen. Seit er vor Jahren aus Afrika gekommen war, fror er oft.

Wie häufiger in letzter Zeit dachte er an seinen Enkel Maximilian.

Der war ein seltsamer kleiner Bursche, fast fünf Jahre alt und quicklebendig. Seine Tochter musste immer noch viele Sticheleien über sich ergehen lassen, weil der Kleine schwarzhaarig und mit einem leicht dunklen Schimmer in der Haut so anders war als seine Eltern. Beide blond, blass und blauäugig.

Vincent Legrand zündete langsam und umständlich eine seiner Pfeifen an, lehnte sich in seinem Sessel zurück und schaute auf den Kaminsims mit den Schnitzereien afrikanischer Tiere aus Ebenholz. Es sah aus, als ob die Schatten der Tiere in der Ferne vorüberzögen. Der alte Baadu hatte sie für ihn geschnitzt. Immer wenn eine große Jagd vorbereitet wurde, bekam er von ihm ein solches Tier geschenkt. Er war noch jung gewesen, damals in Af-

rika, und er war gerne mit den Männern zur Jagd gegangen. Sein schwarzer Diener, der etwa das gleiche Alter hatte wie er selbst, brachte ihm alles bei, was er wissen musste, wenn sie mit den Jägern dem Wild nachstellten. Zum Beispiel Tierstimmen nachahmen oder den leichtfüßigen Gang beim Anschleichen. Damals lernten sie auch die Sprache des jeweils anderen. Und er hatte seinen Diener ein wenig Lesen und Schreiben gelehrt. So wuchs allmählich eine tiefe Freundschaft zwischen ihnen. Massaitu war der einzige wirkliche Freund seines Lebens geblieben.

Vincent legte Holz nach, so dass das Feuer im Kamin wieder aufloderte. Es duftete nach Harz und knackte laut. Als das Feuer sich beruhigt hatte, überließ Vincent sich wieder seinen Gedanken an Maximilian.

Seit sein Enkel vor etwa drei Jahren angefangen hatte zu sprechen, nannte er den Großvater „Masa“. Damals hatte er oft vor dem Kamin gestanden und seine Ärmchen so lange nach oben gestreckt, bis der Großvater ihm die Tiere gab. Dann hatte der Zweijährige lange damit auf dem Fußboden gespielt und dabei immerzu gemurmelt und gebrabbelt. Der Großvater meinte zu hören, dass der

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Kleine die afrikanischen Namen der Tiere gebrauchte. Das war seltsam, woher sollte er diese kennen? Sein eigenes Leben in Afrika war schon so lange her, damals war noch nicht einmal seine Tochter geboren. Und sein neues Leben in Europa hatte die alten Worte fast ganz verblassen lassen. Vincent selbst nannte seinem Enkel immer die deutschen Namen. „Löwe, Büffel, Antilope“ und so weiter, aber Maximilian sagte so etwas wie „mba, bogo, pala“. Als er ihn einmal gefragt hatte „Was ist das?“, sagte das Kind wieder „mba“. Er hatte ihn dann gefragt: „Meinst du Simba?“ Vincent erinnerte sich, wie der Zweijährige auf seinen Schoß geklettert war und ihn glücklich umarmt hatte.

Seither hatte Maximilian ihn noch oft in Erstaunen versetzt. Immer wieder sprach er so seltsam und doch so vertraut mit ihm, dass Vincent sich oft fragte, woher der Junge das hatte. So gern dieser mit den Gleichaltrigen wilde Spiele spielte, so sehr liebte er die Gespräche mit dem Großvater und er zeigte dabei eine Reife, die weit über seine fünf Jahre hinausreichte.

Während Vincent seinen Erinnerungen nachhing, war ihm die Pfeife ausgegangen. Langsam und ohne sein Grübeln zu unterbrechen, erhob er sich,

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

holte Pfeifenständer und Tabakdose. Der alte Mann begann die Pfeife auszukratzen. Langsam und sorgfältig. Dann nahm er eine neue Pfeife vom Ständer und stopfte sie bedächtig. Während dieser umständlichen Prozedur sanken seine Hände hin und wieder untätig in seinen Schoß und seine Augen sahen in eine Ferne, die nicht von Raum und Zeit begrenzt wurde.

Sehnsüchtig dachte er an das Land und an die Menschen, die ihm sein jugendliches Leben damals so paradiesisch erscheinen ließen bis ... ja bis... Vincent riss sich aus seinen Erinnerungen los. Den folgenden Teil wollte er vergessen. Er wollte nicht daran denken, wie sein Leben dort so plötzlich abgebrochen wurde, damals als der Stamm der Tulo gegen die Weißen aufstand.

Er stopfte energisch die Pfeife fest und zündete sie mit einem Streichholz an.

Jetzt waren draußen die schnellen leichten Schritte seines Enkels zu hören. Keiner rannte so leichtfüßig wie Maximilian. Vincents Gehör war noch sehr gut und diese Schritte würde er unter tausenden heraushören.

Maximilian öffnete die Tür und setzte sich zum Großvater ans Feuer. Er hatte wieder einmal tau-

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

send und eine Frage, die der Großvater ihm mit großer Ernsthaftigkeit beantwortete. Dann fragte der Junge:

„Massa, was bedeutet ‚blühende Phantasie‘?“

„Wie kommst du darauf, Maxi?“

„Mutter sagt es immer, wenn ich ihr etwas von früher erzähle.“

Der Großvater nickte und erklärte ihm, dass man es sagt, wenn man meint, jemand erzähle eine schöne, aber ausgedachte Geschichte.

„Ich habe es mir aber nicht ausgedacht! Du weißt es doch, nicht?“

Der Großvater antwortete nicht. Er wusste nicht, was er von seinem Enkel halten sollte. Hatte der Junge eine so feine Intuition, dass er die Gedanken und Gefühle des Großvaters erspüren konnte?

„Du weißt doch noch, wie es war, als ich groß war?“, insistierte Maximilian.

Vincent stockte das Herz. Der Junge sah ihn so bittend, fast verzweifelt an, er spürte, dass er jetzt ganz vorsichtig sein musste.

„Was meinst du genau?“

„Wie wir zusammen auf der Jagd waren. Ich habe immer dein Gewehr getragen.“

Der Großvater konnte diesen angstvoll fragenden Blick des Kindes kaum ertragen. Durch die Flut der

Gedanken, die auf ihn einstürzten, versagte ihm die Stimme. Deshalb nickte er nur.

„Du hast mich im Arm gehalten, als ein Pfeil der Tuola mich getroffen hatte. Und du hast gesagt, du würdest mich nie vergessen, Massa.“ Maximilian rannen die Tränen über die Wangen, aber er wischte sie nicht ab.

Vincent nahm das Kind fest in die Arme. Seine lange verdrängte Erinnerung kam mit Macht.

Bei dem nächtlichen Angriff in Afrika war sein Diener und Freund hinter dem Haus verletzt zusammengebrochen. Er hatte ihn hineingetragen und sofort gesehen, dass sein Freund diese Verletzung nicht überleben konnte. Im dunklen Haus hatte er mit ihm am Boden gesessen, hatte ihn gehalten und getröstet.

Überwältigt von alter und neuer Trauer flüsterte der Großvater unter Tränen:

„Ja, Massaitu, ich weiß.“

BLEIB HIER, BLEIB DOCH HIER

Auf der grauen Leinwand des Nebels zeichnet sich sein Bild ab. Der Bart und das noch volle Haar weiß, in den Geheimratsecken nistet das Grau. Die Augenhöhlen schwarz und mitten darin das leuchtende Blau seiner Augen. Während er ihr sanft zulächelt, verschwindet sein Bild in einem mächtigen Regenschauer. „Bleib hier, bleib doch hier“, flüstert sie.

Sie schaut über das Moor und die Felder, hinter ihr das zerfallende Gemäuer der alten Scheune aus Feldsteinen und Sandmörtel. Langsam verebbt der Regen. Die zarten Tropfen machen ein knisterndes Geräusch auf dem großen Blechdach der Scheune, das der letzte Herbststurm zerrissen hat. Und wieder steigt langsam der Nebel auf. Das nasse, alte Stroh riecht muffig. Von der Regenrinne klatschen stetig dicke Tropfen neben ihr auf den Betonboden. Die Erde schmatzt leise, sie ist vollgesogen mit Wasser.

Erst hier draußen hinter der Scheune fällt ihr wieder ein, dass er sie allein gelassen hat. Sie fühlt nur

noch Leere um sich. Zu zweit haben sie sich Halt gegeben. Während er draußen Holz gespalten hat, hat sie für ihn gekocht. Er hat dann das Holz heringetragen und sie hat Feuer im Ofen gemacht. Jetzt kocht sie nicht mehr. Aber Feuer muss sie machen, die nasse Kälte schmerzt in den Knochen. Sie hat ihn gesucht, am Hackklotz in der Scheune. Ist durch herabgefallene Bretter, Steine und aufgeweichte Pappkartons gegangen, die der Sturm herabgeworfen hat. Traurig über die Zerstörung, und dass sie keine Kraft und keine Mittel mehr hatten alles wieder aufzubauen.

Sie ist allein. Helle Nebelstreifen heben und senken sich langsam, zeigen ihr verzerrte, dunkle Umrisse von Büschen und Bäumen. Argwöhnisch suchen ihre Augen die Felder ab. Ohne ihn fehlt ihr die Hülle aus Vertrauen, die sie sich gemeinsam geschaffen haben. Sie fühlt sich schwach und verletzlich.

Während sie dasteht, nachdenkt, fühlt und schaut, hat sich unbemerkt die Dunkelheit hinter ihr ausgebreitet. Sie will zurück, aber zerbrochene Balken versperren ihr schwarz und abweisend den Durchgang. Böseartig lauende Schatten hindern sie daran, ihren Rückweg durch die Scheune zu nehmen. Die

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Betonplatte unter ihren Füßen ist in viele Teile zerbrochen. Aus den Spalten wächst Gras, dessen Spitzen braun und nass an der Erde kleben, und aus jeder Ritze quillt die Dunkelheit. Die verdorrten Blütenstände der Akelei stehen dicht und hüft-hoch um den Rand der Platte.

Aus dem dunklen Mauerloch, dort wo die Tür der Scheune herausgebrochen ist, weht ihr die Angst entgegen. Sie heftet sich an Schultern, Arme und Nacken – undurchdringlich, schwarz und schwer. Dumpf pocht das Herz in ihrer Brust. Sie wendet sich zum Garten, durch die verfallene Scheune mag sie nicht mehr zum Haus gehen.

Der kleine Pfad um die Scheune herum ist uneben und matschig. Braune Rinnsale schlängeln sich über ihn. Die bleischweren Beine suchen sich rutschend und stolpernd ihren Weg. Sie beugt sich nach vorn und versucht schneller zu gehen. Sie keucht vor Anstrengung. Aber sie hat das Gefühl, dass sie immer langsamer vorankommt. Die Dunkelheit hat sich an sie geklammert. Mühsam setzt sie einen Fuß vor den andern, die angstscharze Schleppe hinter sich herziehend.

Als schwarze Silhouette taucht ein Baum vor ihr auf. Halt suchend greift sie nach seinem Stamm.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Die nasse Rinde ist glitschig. Dennoch lehnt sie sich Atem schöpfend dagegen. Sie spürt, wie die Dunkelheit hinter ihr stockt, lauernd verhält, doch schon drängt sie sie weiter. Die unaufhörlich wachsende Dunkelheit lähmt sie und schiebt sie vor sich her. Sie schwitzt. Das Blut rauscht ihr in den Ohren und das Herz hämmert wild und stolpernd in ihrer Brust.

Nur schemenhaft erkennt sie das Haus im Nebel. Alle Fenster sind dunkel. Die groben Steine, mit denen der Hof gepflastert ist, bringen ihre schlurfenden Füße ins Stolpern. Sie fällt, versucht aufzustehen. Die steifen Glieder, die Schwäche, der Atem stockt, sie stöhnt.

„Ich schaffe es nicht“, denkt sie, „mein Gott, ich schaffe es nicht.“

Sie tastet vorwärts, ihre Hände stoßen an den großen steinernen Blumentopf am Fuße der Treppe. Jetzt kann sie sich hochziehen. Sie kennt die Treppe, tausend Mal ist sie die hinaufgegangen, gesprungen, gehüpft. Aber jetzt fühlen sich die Stufen fremd an, hoch, steil und abweisend. Ihre Hand

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

findet das Geländer. Mühsam und nach Atem ringend zieht sie sich hinauf.

Vom Rande des Vordaches fällt ihr ein großer kalter Tropfen in den gebeugten Nacken. Die Berührung lässt sie erschauern. Sie glaubt, der eisige Finger des Todes habe sie berührt. Sie kann nicht mehr atmen, stöhnend fällt sie gegen die geschlossene Tür.

Die Schmerzen in der Brust lassen nach. Plötzlich atmet sie unbeschwert und erhebt sich mühelos. Die Tür schwingt langsam auf und wohltuende warme Helligkeit überflutet sie. Das Licht wäscht die Dunkelheit von ihr ab. Sie fühlt sich so leicht, dass sie glaubt, fliegen zu können. Sie schaut sich um und bemerkt, dass sie in einem hohen, weiten Raum steht, der keine Wände hat. Und er steht vor ihr. Lächelnd nimmt er sie in den Arm und flüstert ihr zu: „Ich warte auf dich.“

Zuerst dringen einzelne Klänge in ihren Halbschlaf. Klirren, Brummen, Schritte. Als sie schließlich die Augen öffnet, sieht sie, dass sie in einem saubereren, weißen Bett liegt. Sie spürt ihren Körper, leichte Schmerzen in Knien und Waden, auch der Brustkorb tut weh, aber erträglich.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Allmählich weicht der Nebel aus ihrem Kopf. Ihre Wange spürt die Glätte des Leinens, sie riecht die Sauberkeit, in die sie gebettet ist. Aber hinter der Realität des Bettes und der weißen Wände bleibt sein Bild vor ihrem inneren Auge. Sie lächelt und seufzt zufrieden. Sie hat ihn gefunden.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

EIN WEIßER RABE

Kühl trifft die feuchte Luft Stirn und Wangen und lässt ihn erschauern. Er spürt in dieser Kühle schon ein wenig von der beißenden Schärfe des Frostes. Der fallende Nebel macht den Morgen dämmerig. Kein Wind bewegt die Schwaden und die Blätter, die braun sind und nur noch lose an den Astspitzen hängen. Ein Rest von Wärme beginnt die Nebelbänke sachte anzuheben, doch die Kälte der Nacht ist noch nicht verschwunden und drückt sie wieder zu Boden. In langsamen, kaum sichtbaren Bewegungen steigt und fällt der Nebel. Der scharfe krächzende Ruf eines Fasans zerreißt die Stille. Es riecht nach Erde, feuchter Erde, und dem Holzrauch aus dem Kamin.

Seine Schritte knirschen im Kies und der Riegel der Schuppentür klopft leise und hölzern gegen das Türblatt, als er sie öffnet. Er schiebt das Rad heraus. Beim Aufsteigen klappern die Schutzbleche und kratzend streift das Pedal den Kettenschutz. Der Nebel dämpft alle Geräusche, er macht sie kurz und stumpf. Sie tragen nicht weiter als Lasse schauen kann.

Er rollt vom Hof auf die Straße, tritt mit Nachdruck in die Pedale und spürt den Fahrtwind im Gesicht. Die letzten Reste von schläfriger Benommenheit weichen. Während der Siebenjährige die lange, schmale Straße zwischen den Wiesen entlang fährt, schaut er auf die verschiedenen Gräser, die an den Rändern beginnen den Asphalt zu überwuchern. Die grünen, kleinen Ähren, die sich wegen der Schwere ihre Spitzen in einem gefälligen Bogen neigen. Die gelben Grasblüten, deren büschelige Enden durch den fast ständig wehenden Westwind zu einer Seite abstehen, wie bei einer wehenden Fuchsrute. Am besten gefallen ihm die Gräser, die ihre winzigen, dunklen Blüten an den Enden weit gespreizter, zarter Rispen tragen. Sie fangen die neblige Feuchtigkeit ein und sammeln sie in einzelnen funkelnden Wassertropfen dort, wo sich ihre Ästchen in einer Gabelung vereinigen. Er weiß, das sind die Feenkristalle, Großmutter hat es ihm erzählt, als er noch klein war.

Lasse bewegt sich mühelos, sein Körper schaukelt rhythmisch im Takt seiner tretenden Füße.

Für das Kind ist es ein weiter Weg bis ins Dorf. Aber Lasse macht das nichts aus. Seit einem Jahr ist er schon in der Schule. Er ist es gewöhnt, jeden Morgen allein durch die Wiesen zu fahren.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Manchmal denkt er daran, dass er mit seinem Bruder fahren würde, wenn dieser noch lebte. Lasse vermisst Malte jeden Tag, aber seine tiefste Sehnsucht gilt der Mutter, ihren weichen Armen, ihrem Lachen, ihrer Stimme. Lasse sehnt sich so sehr, dass er manchmal stundenlang in seinem Versteck sitzt und keine Kraft hat zu spielen oder dem Vater zu helfen oder auch nur aufzustehen.

Als ihm seine Kappe vom Kopf rutscht und er anhalten muss, um sie aufzuheben, hört er ein Wispern und Raunen aus den Wiesen aufsteigen.

Der Junge schaut und lauscht. Es hört sich fast an wie Stimmen, leise Stimmen. Sie scheinen zu rufen, langgezogen und klingend. Weit entfernt. Vielleicht ein paar Kinder auf der Straße hinter dem Moor. Lasse schiebt sein Rad, lauscht im Weitergehen. Jetzt ist es ganz nah. Flüstern und ein seltsames Tönen, so, als ob es in seinem Kopf summt.

Langsam lässt der Junge sein Kinderrad ins Gras gleiten und folgt einem zwischen dem hohen blühenden Gras kaum sichtbaren Pfad. Vorsichtig geht er, leise und zögernd einen Fuß vor den anderen setzend. Das Gras ist hoch, so dass er nicht viel sehen kann.

Drei Köpfe heben sich ruckartig aus dem Gras. Sechs schwarzglänzende Augen blicken erschrocken in seine und schon sind die Rehe mit ein paar federleichten Sprüngen über das hohe Gras hinweg verschwunden. Trotz der rasenden Flucht machen sie fast kein Geräusch. Aber auch das Geflüster ist verstummt. Lasse beginnt zu glauben, dass er nur die Laute der äsenden Tiere in der morgendlichen Stille gehört hat. Gespannt lauschend dreht er sich, um den Weg zurückzugehen.

Da, da ertönt es wieder, flüsterndes Gelächter. Lasse wendet erneut und tastet sich vorsichtig weiter. Es muss ganz nah sein. Er schließt den Mund, um mit seinem Atmen keinen der Laute zu überdecken. Sein Herz klopft und alle seine Sinne tasten, fühlen, suchen.

Plötzlich steht Lasse am Rand einer Art Lichtung. Das Gras ist auf einer kreisrunden Fläche niedergelegt, mitten hindurch führt der Bach. Dort, wo der dunkle Erlenbusch und das hölzernen Kreuz stehen, mündet er in einen kleinen See. Ihm ist so heiß. Lasse zieht langsam seine Jacke aus und lässt sie achtlos hinter sich fallen. Staunend sieht er, wie Nebelfetzen sich von der Erle lösen und auf und nieder schweben. Ein Rabe krächzt leise. Aus dem

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!